

Bischof Fritz Lobinger, Aliwal North

Fragen und Probleme der Inkulturation der Liturgie in der Kirche von Südafrika

„Herr Bischof, das war ja recht schön gestern bei der Einweihung der neuen Kirche in der Siedlung der Schwarzen, aber warum sind Sie da, nach der Salbung des neuen Altars, mit all den anderen Leuten gleich an die zwanzigmal mit dem Rauchfaß um den Altar getanzt? Muß das sein?“ So fragte mich eine der weißen Frauen, die dabei waren. Die große Gemeinde von Sothos und Xhosas reagierte ganz anders. Auch sie hatten diese Art der Altarweihe zum ersten Mal gesehen, aber sie hatten das Symbol sofort verstanden – ohne jede Erklärung. Sie wurden bei dem rhythmischen Lied, das gesungen wurde, immer lauter und lauter, sprangen auf und ululierten und zeigten damit, daß sie sofort verstanden, daß dies der Höhepunkt der Weihehandlung war.

Ich muß auch gestehen, wie es zu dieser ungewohnten Symbolik kam. Zur Vorbereitung auf die Synode für Afrika (in Rom, 10.4.–8.5.94) hatte ich zusammen mit den schwarzen Pfarrern und den Missionaren überlegt, wieviel wir denn eigentlich für die Inkulturation der Liturgie getan hatten. Wir mußten zugeben, daß es immer noch recht wenig war, und überlegten gleich, wie wir die bevorstehende Kirchweihe besser „inkulturieren“ könnten. Bald hatte einer der Afrikaner ein passendes Lied gefunden, nur ein einziger Satz, der immer wiederholt wurde: „Die Erde bebte, die Felsen zersprangen, als Gott seine Macht zeigte.“ Dann probte er mit drei Männern, drei Frauen, drei Jugendlichen und mir das Lied und den Tanzschritt, wobei wir uns jeweils beim Wort „Gott“ tief zum Altar beugten und die Hand auf den Altar legten.

Der kleine Vorfall zeigt, wie es mit der Inkulturation in Afrika steht. Warum erst so spät? Warum muß erst eine Synode kommen, damit man Liturgie volksnaher macht?

Als nach dem Vatikanum II das Lektionar und das Meßbuch herausgegeben wurden, gab man eigens allen Sprachgruppen, auch denen Afrikas, Richtlinien zur Anpassung, damit diese Bücher nicht bis ins kleinste Detail übernommen werden müssen. Allerdings stellte sich heraus, daß in fast allen Teilen Afrikas überhaupt kein Versuch einer Anpassung an die Ortskultur gemacht wurde. So etwas war zu ungewohnt, man wollte keine Fehler machen und wollte ganz „romtreu“ erscheinen.

Trotzdem kann man heute, dreißig Jahre später, sagen, daß sich viel verändert hat. Ein fremder Besucher würde wohl bei etwa der Hälfte der Gottesdienste spontan feststellen: „Das ist Afrika, das ist nicht mehr Europa.“ Was ist geschehen?

Das Liedgut der afrikanischen Gemeinden hat sich im Lauf von zwanzig Jahren völlig verändert. Damals hatten noch praktisch alle Kirchenlieder eine europäische Melodie mit einem übersetzten europäischen Text und vielen Text-Strophen. In den meisten Gegenden ist heute nur noch ein kleiner Teil jener Lieder vorhanden, während der Großteil aus heimischen Kompositionen besteht. Sie sind rhythmisch, erfordern meist kein Gesangbuch und laden zu rhythmischer Bewegung ein. Das allein gibt dem Gottesdienst bereits eine andere Prägung.

Musikalische Instrumente mußten natürlich auch verändert werden. Wo es ein Harmonium gab – es war in Afrika sowieso mehr ein Symbol wirklicher Katholizität als ein musikalisches Hilfsmittel –, da verstummte es und statt dessen erklang ein Xylophon, eine Trommel oder andere rhythmische Instrumente sowie das Klatschen der Hände. Kleine Hand-Klatsch-Beutel aus Plastik wurden erfunden, damit man noch lau-

ter klatschen und sich noch fröhlicher am Überschneiden der zwei bis drei verschiedenen, gleichzeitigen Rhythmen erfreuen konnte. Denn Lieder mit nur einem Rhythmus sind in Afrika nicht interessant.

Beim Übergang von westlicher zu afrikanischer Musik gab es nicht nur Spannungen, sondern an manchen Orten regelrechte Kämpfe. Den Afrikaner packt Musik viel tiefer: Singen ist nicht ein Tun, sondern ein Sein. Es prägt politische Versammlungen, Protestmärsche und auch die Liturgie. Es ist viel mehr als eine bloße Verschönerung.

Die Berücksichtigung spontanen Betens trug ebenso dazu bei, den Charakter des Gottesdienstes zu verändern. Die Fürbitten dauern bei uns gewöhnlich zehn Minuten und mehr, und sie werden als Höhepunkt der Feier verstanden, weil hier die Leute ihr Herz aussprechen, was oft als tief beeindruckend erlebt wird. Ein Fürbittenbuch gibt es in fast keiner Sakristei.

Bei vielen Gottesdiensten ist es üblich geworden, daß jemand aus der Gemeinde nach der ersten bzw. manchmal auch nach der zweiten Lesung zum Ambo kommt und „Zeugnis gibt“, also eine kurze persönliche Ansprache hält. Es hat sich auch weithin eingebürgert, daß man am Altar mehrere leitende Leute sieht, nicht nur den Pfarrer. Rollenverteilung wird gerne gesehen und gerne geübt.

Kurzprozessionen sind in unseren Gottesdiensten jetzt fast die Regel, nicht nur beim Ein- und Auszug, sondern auch, wenn das Lektionar und die Gaben im Tanzschritt nach vorne gebracht werden.

All diese an sich unwesentliche Dinge haben dazu beigetragen, daß heute fast die Hälfte unserer Gottesdienste echt „afrikanisch“ wirken, obwohl an der eigentlichen Struktur und den offiziellen Texten noch nichts geändert wurde. Jedenfalls kann man heute sagen, daß die meisten unserer Gemeinden sicher nicht mehr den Eindruck haben, einer fremden Liturgie folgen zu müssen. Viele würden ehrlich sagen, daß sie sich in unserer Liturgie beheimatet fühlen.

Viele von uns sind sich aber bewußt, daß Inkulturation viel tiefer gehen müßte. Wären es Afrikaner gewesen, die damals gleich nach dem Abendmahl überlegt hätten, wie sie es weiterhin feiern wollten, sähe es heute sicher anders aus. Aber nun, nach so langer Zeit eines nicht inkulturierten Herrenmahles, fühlen wir uns etwas hilflos, wenn es um das Herzstück, das Hochgebet, geht. Sicher könnten wir einen afrikanisch geprägten Text verwenden, und das ist auch schon ein wenig versucht worden. Aber würde das genügen?

Afrikaner praktizieren ja auch heute noch ihr Ahnenmahl, oft als Ahnenopfer bezeichnet, das Herzstück aller Stammesbräuche. Auch gebildete Afrikaner feiern es. Diese Symbolik ist lebendig und braucht keine Erklärung: sie ist erfahrene Gegenwart der unsichtbaren Ahnen, echte Gemeinschaft und echtes Mahl mit ihnen. Das ist für sie kein bloßes Sicherinnern, keine „Als-ob-Symbolik“, sondern spürbare Realität. Das ist wirkliche Gegenwart des wegweisenden Gründers der Familie, wirkliche Gemeinschaft mit ihm, wirkliche Gemeinschaft untereinander in seiner Gegenwart, Einssein der sichtbaren und unsichtbaren Familie in einem sakralen Mahl.

Man muß sich also fragen, warum das Herzstück der Eucharistie in Afrika nicht ebenso gestaltet und erfahren wird, warum es ein kaum verstandener Teil blieb, der nur vom Priester vollzogen wird, während die anderen Teile recht afrikanisch geworden sind. Bischof Sarpong von Ghana hat uns bei der Afrika-Synode eindrücklich daran erinnert, daß seine Landsleute, die sehr wohl wissen, was ein Ahnenopfer ist, bei der Eucharistie nicht das Gefühl haben, an einem Opfermahl teilzunehmen.

Natürlich wissen wir, daß es eben ein Unterschied ist, ob ein Volk seine heiligen Stammesbräuche über Jahrhunderte selbst entwickelt hat oder ob ganz plötzlich eine Handlung zu einem heiligen Mysterium erklärt wird. Aber darüber hinaus müssen wir sicher eingestehen, daß wir alle in diesem Punkt unter einer großen Hilflosigkeit leiden, weil wir ganz anders ausgebildet – in liturgischen Fragen oft verbildet – wurden, weil wir den Zentralismus der römischen Behörden spüren, und weil wir zu wenig Fachleute haben.

Dazu kommen noch andere Schwierigkeiten. In Südafrika gibt es heute wenige Gebiete, die einer einzigen Kulturgruppe angehören. Wenn eine Gemeinde kulturell gemischt ist, wird sie immer versuchen, eine zu starke Betonung der Eigenheiten einer bestimmten Gruppe auf Kosten einer anderen zu vermeiden, um nicht unnötige Spannungen innerhalb der Gemeinde zu provozieren.

Weiters besteht die Schwierigkeit, daß unsere Katholiken keinesfalls mit den Afro-Christlichen Kirchen verwechselt werden wollen. Man nennt sie „Independent Churches“, während andere etwas verächtlich von „synkretistischen Sekten“ reden. Diese christlichen Gruppen haben ein sehr afrikanisches Gemeinde- und Liturgieleben entwickelt, nicht zuletzt wegen ihrer Unabhängigkeit von den Missionskirchen und ihrem europäischen Christentum. Viele Jahre haben unsere afrikanischen Katholiken sich von jenen Afro-Kirchen distanziert und deren Singen, Tanzen und Trommeln, deren Praxis, im Fluß zu taufen und ihre emotionale Art zu predigen energisch als unkatholisch abgelehnt. Wie sollen sie jetzt vieles davon sich aneignen? Man muß solche emotionalen Vorbehalte jedenfalls ernst nehmen, und es wird sicher Jahre dauern, bis solche unnötigen Spannungen sich von selbst lösen.

Dazu kommt, daß wegen der Apartheid in Südafrika die Schwarzen durch Jahrhunderte für minderwertig gehalten wurden. Das Verlangen, gleichwertig zu sein, ist daher nur zu verständlich, das Verlangen, es den Europäern gleichzutun und zu zeigen, daß man die Zeit der Rückständigkeit längst überwunden hat. Und nun kommt da jemand und sagt, man solle in der Liturgie der Schwarzen etwas wiederaufleben lassen, das aus der Zeit der „Primitivität“ stammt, in der Liturgie der Weißen aber nicht vorkommt? Ist für uns Schwarze Modernität und Zivilisation nicht ebenso wichtig wie für die Weißen? Worum geht es hier eigentlich? – Es ist daher gerade heute wichtig, all diese Faktoren zu berücksichtigen; ansonsten könnte man durch zu viel Eifer neue Wunden schaffen.

Viele haben schon darauf hingewiesen, wie seltsam es sei, daß in den Diözesen Afrikas immer die ausländischen Priester mehr Interesse an der Inkulturation zeigen als die afrikanischen. Einige Gründe dafür wurden schon angedeutet. Jedenfalls zeigt diese Tatsache, daß Inkulturation mit Bedacht gefordert werden muß. Sie darf nicht aufgezwungen werden, sondern muß im Dialog mit der eigenen Kultur Früchte tragen.

Der Eröffnungsgottesdienst der Afrika-Synode war eine Feier, die vieles aussagte. Für mich war er die beste Zusammenfassung dessen, was die Synode sein konnte. Der Gesamteindruck war, daß die Kirche Afrikas mit neuem Selbstbewußtsein zur Kirche Roms kommt, mit *ihrer* Art, Gott zu loben. Der Papst spürte das irgendwie und sagte in seinem Grußwort: „Die Kirche Roms entbietet der Kirche Afrikas den Willkommensgruß!“ Die Liturgie war im Kern die römische, und doch wirkte sie eindeutig afrikanisch. Sie war mehr inkulturiert als die Liturgie Europas oder Amerikas, so sehr, daß der Papst nachher seinen Mitarbeitern zugeflüstert haben soll: „Wir würden unsere Frömmigkeit anders ausdrücken.“ Gut, und wir Afrikaner wissen nun, daß auch wir *unsere* Art, Gott zu loben, suchen können.